

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

VI. Auf dem Meer

[urn:nbn:de:bsz:31-339551](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339551)

Schlaf schäft, das thut mir in all meinem Leid wohl," bemerkte Ruhn.

Ueber dem war es Tag geworden. Wenn auch nicht lautes Wehklagen die Heimgegangene auf ihrem letzten Wege begleiteten, so folgten doch Herzen, in welchen sie fortlebte.

VI. Auf dem Meer.

Durchsichtig schmiegen sich die Wogen an die Flanken des Schiffes, leichter Schaum bezeichnet die Furche, welche der Kiel in die Spiegelfläche des Ozeans zieht. Hoch oben spannt sich der blaue Himmel, und die Sonne leuchtet über das Berdeck, auf dem sich die Reisenden ergehen. Celine Wenzel nistet sich am Vorderteil in eine Ecke. Von da aus späht sie nach dem Lande, welches das Ziel ihrer Wünsche birgt. Doch wie sie auch ausschaut, nichts will sich zum dichteren Streifen am Horizonte gestalten, sie sieht blos Wasser und Himmel, Himmel und Wasser, so weit das Auge reicht. Indem sie seufzend ihren steten Begleiter Strickstrumpf aus der Tasche zieht, rollt der Wollknäuel weit hin aufs Berdeck. Als sie denselben aufheben will, sind ihr zwei Kinderhändchen zuvorgekommen. Ein dürftig gekleidetes Mädchen mit ungekämmtem Haar, schmutzigem Gesicht und Händen hat das runde Ding auf der Diele erhascht und flüchtet mit dem Ball, den sie erobert. Celine, um zu ihrer Wolle zu kommen, ruft der Kleinen; diese schüttelt den Kopf; so bleibt nichts übrig, als den Wildfang, der sich hinter einen Stoß Taue birgt, zu verfolgen. Dabei reißt der Faden, und das Kind birgt lachend seinen Fund in die zerrissene Schürze.

„Gib mir den Ball,“ bittet freundlich Celine. Die Kleine macht eine Grimasse und schüttelt energisch den Kopf.

Auf die Frage: Wie heißt du? antwortet sie: „Nana!“

„Wo ist deine Mama?“

„Drunten.“

„Kommt sie nicht herauf?“

„Sie kann nicht gehn, sie liegt immer.“

„Ist deine Mutter krank?“

„Ich meine fast.“

„Deswegen hast du keine Zöpfe und bist nicht gewaschen?“

„Die Mutter macht mir nie Zöpfe und wäscht mich auch nicht.“

„So will ich's thun,“ sagte Celine, „komm mit mir, Nana, wenn du brav bist, bekommst du etwas.“

„Zum essen?“

„Ja, zum essen.“ Willig reicht sie das Händchen. Geduldiger als vorauszu sehen war, ließ sich die Kleine waschen und kämmen und sieht sich schließlich befriedigt ihr Bild im kleinen Spiegel an; dann sagte sie, nicht bittend, aber befehlend: „Etwas zu essen!“

Celine erfüllt die Bedingung des eingegangenen Vertrages, indem sie der Kleinen eine Hand voll Bisquit gibt.

„Nun will ich aber meine Wolle,“ befiehlt Celine ihrerseits. Zögernd reicht das Kind das Verlangte hin, dabei trüben sich aber die hellen Augen, und der Mund verzieht sich zum weinen.

„Wir machen einen schönen Ball für dich, Nana,“ tröstete

Celine. „Bei dieser Aussicht erglänzte das Gesichtchen vor Lust. „Setzt, gleich, auf der Stelle!“ jubelte Nana. Diesem Befehl wurde natürlich Folge geleistet, und bald saßen die neuen Freundinnen in voller Arbeit auf dem Berdeck.

Celine suchte aus der Kleinen herauszubringen, wer ihre Mutter sei, da diese aber nur unbefriedigend berichten konnte, so bat sie Nana, die Mutter zu fragen, ob sie wünsche, daß sie sie besuche.

Da die Antwort bejahend ausfiel, verfügte sich Celine in das Zwischendeck, wo sie ein schmutziges Weibsbild auf dürftigem Lager fand; fieberhaft glühten die tiefliegenden, schwarzen Augen aus dem krankhaft geröteten Gesicht. Hastig bewegte die Kranke ihre Glieder und warf sich von einer Seite zur andern, während die keuchenden Lungen nach Luft rangen.

„Sie sind krank?“ fragte die Besucherin sanft, indem sie das dünne Kissen heraufzog, um der Engbrüstigen eine günstigere Lage zu verschaffen.

„Das wird wohl Niemanden kümmern, ob ich krank bin und ver . . .“

„Nicht! nicht so! . . .“ unterbrach, um das schauerhafte Wort zu verhindern, Celine.

„Ich kann sagen wie ich will, und wenn man ist wie ich, so ist's gleich, ob einer stirbt wie ihr, oder verendet wie unseiner.“

„Nein, Frau, gleich ist's nicht, deine Seele ist vor Gott wert, was jede andere, und du auch sollst erfahren und bekennen lernen: „Lebe ich, so Lebe ich des Herrn

sterbe ich, so sterbe ich des Herrn.“ „Unser Herrgott hat sich mein Lebtag nicht um mich bekümmert, das wird ihm gleichgiltig sein, wenn ich dem Teufel zugehe.“

Celine erstarrte. Sie hatte im Gefängnisse reichlich Gelegenheit gehabt, Spott und Gotteslästerung zu hören, aber solche Neußerung, bei einer zum Sterben Kranken, das war ihr noch nie vorgekommen.

„Ich will dir etwas Gutes holen,“ sagte sie, wohl wissend, daß sie der Kranken auf andere Weise nicht beikommen könne. Sie brachte eine Tasse Fleischbrühe die das Weib gierig verschluckte, zehrte doch, neben der Krankheit, auch der Hunger an diesem fliehenden Leben. Ruhiger fiel sie auf ihr Lager zurück, während Celine neben ihr auf den Boden kauerte. Sie wehrte den lästigen Fliegen und hatte endlich die Genugthuung, die Arme in Schlaf sinken zu sehen. Ein heftiger Hustenanfall rüttelte jedoch die Kranke wieder auf. „Bist du noch da?“ fragte sie rauh, als das Husten sie endlich zum Reden kommen ließ. „Nicht wahr, es geht zu Ende mit mir — ich gehe den Weg, den ich muß, aber wenn ein Mensch sich meines Kindes erbarmte, ich mein' es ging' leichter mit dem Sterben.“

„Ich will's thun,“ versprach Celine, „ich will mich der kleinen Nana wie eine Mutter annehmen; nur denke du an dein Ende, damit auch du gerettet werdest.“

„Ich gerettet!“ schrie das Weib. Ein grelles Lachen folgte der Frage. „Weißt du denn, mit wem du zu thun hast?“

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete Celine, „aber ich möchte es gerne wissen.“

„Nun, so will ich dir erzählen, bis du genug daran hast,“ höhnte die Frau. „Ich heiße Julie Erz und bin im Badischen daheim, ich war ein Mädchen, wie fast alle sind. Daß ich mich gepuht und auch gern gut gegessen und getrunken und mich sonst verlustigert ist nichts böses, aber es sollte doch böse werden; denn plötzlich mußte ich heiraten. Das Kind kam tot auf die Welt. Mein Mann war ein Lump, der jeden Pfennig, den er verdiente, versoff. Ich sollte mit dem Lumpenhandel die Haushaltung bestreiten, so gab's alle Tage Händel, und ich bekam mehr Schläge als Brot; das verleidete mir. Als er einmal bewußtlos war, nahm ich das Beil und wollte ihm das Hirn einschlagen, ich war zu schwach, um ihn umzubringen, aber die Wunde, die er am Kopf hatte, brachte mich für 10 Jahre in's Zuchthaus. Es war mir schließlich gleich, wo ich war, im Gefängnis hatte ich wenigstens mein ordentliches Essen; man setzte mich an eine Nähmaschine, wo ich die ganze lange Zeit Hemdekrägen machen mußte; andere Arbeit kam nicht an mich. Als ich wieder hinaus durfte, zählte man mir das Geld hin; der Lohn von 10jähriger Arbeit ging in den ersten Wochen drauf. Wenn ich nicht gestohlen hätte, so wäre ich verhungert, so kam ich aufs neue für zwei Jahre im Zuchthaus unter. Da es mir mit dem Nähen an der Maschine von Händen ging, verfertigte ich wie früher Krägen und Manschetten. Aber nur allzubald stand ich wieder auf der Gasse. Da suchte ich mein Brot nachts an den Straßenecken, wurde von der Polizei aufgegriffen und kam zum dritten Male zu Brot im Arbeitshaus. Dort kam mein armes Kind zur Welt. Mit diesem

bettelte ich mich, nach meiner Freilassung, durch, bis meine Verwandten zusammensteuerten, um uns los zu werden. In Amerika ist meine Schwester, zu dieser soll ich gehn, damit ich den vornehmen Verwandten keine Schande mache. 'nüber komm' ich nicht, das weiß ich; denn es reißt Eins nach dem Andern da drinnen. Es wird am Ende gleich sein, ob mich die Fische oder die Würmer fressen, aber mein armes Kind, was wird aus dem werden?" Celine beruhigte die Frau, indem sie ihr wiederholt das Versprechen gab, Nana bei sich zu behalten und sie zu erziehen.

„Daß sie nicht wird was ich!“ seufzte die Kranke. Dieser Sorge ledig, schien die Frau ruhiger und auch zugänglicher für Trost zu sein, aber die Kräfte nahmen schnell ab; weder Wein noch sonstige Stärkungsmittel schlugen mehr an; ein Erstickungsanfall folgte dem andern.

Der Arzt schätzte das Leben der Patientin bloß noch auf Stunden.

„Soll ich den Geistlichen rufen?“ fragte Celine in einem lichten Augenblick.

„Nein, ich will keine Pfaffenkutte am Bett!“ war die Antwort.

Mit der Nacht trat völlige Bewußtlosigkeit ein; immer nach Luft ringend, wollte sich die Arme erheben, sie wollte fort; nur mit Gewalt konnte man sie auf ihrer Matraze festhalten. Manchmal löst sich ein Fluch, oder eine Gotteslästerung von den bläulichen Lippen; endlich sinkt sie wie gebrochen zurück, der Lebensfaden ist abgerissen, der Atem geht leichter, bis er sich

in graufiges Todesröcheln auflöst; auch dieses wird schwächer und schwächer. Ein Herzstoß noch, und sie liegt ausgestreckt. Celine breitet mitleidig ein Tuch über die Leiche und geht dann in ihre Kajüte. Nana liegt in süßem Kinderschlaf auf der Hängematte. Schluchzend nimmt Celine das Kind in ihre Arme, dieses schlingt die Armechen um ihren Hals und schläft weiter. „Du bist mein, Nana,“ denkt Celine, „Gott selbst hat dich mir zugeführt, als Zeichen, daß er mir mein Verbrechen vergeben. O Herr, wie danke ich dir, daß du mir eines deiner Kinder anvertrauest.“ Schauernd dachte sie an Nanas Mutter, schauernd an das, was aus ihr selbst geworden wäre, wenn nicht Gottes- und Menschenliebe sich ihrer erbarmt hätte. So dämmert der Morgen herauf. Sie kramt in ihrem Koffer und richtet ein Totenkleid her. Sauber liegt die Leiche in der weißen Hülle auf dem Brett, das ihr zum Sarge dient. Mannschaft und Reisende scharen sich um die Stelle, von wo aus die Tode ins Meer gleiten soll. Der Geistliche spricht ein Gebet. Celine kann nichts anderes bitten als: „Gott, Vater, erbarme dich über sie!“

Zwei Matrosen fassen die Diele; einen Augenblick schwebt die ausgestreckte Gestalt über dem Wasser, dann gleitet sie hinunter in das unergründliche Meer, das auch diese Tote am Tage des Gerichtes wiedergeben muß.

Wer von uns möchte wohl der Abgeschiedenen den Stein nachwerfen? — Können wir, in unserer Behaglichkeit, bloß annähernd begreifen, wie es einer Frau zu Mute sein muß, wenn ihr Mann alles seinen Gelüsten opfert und sie dazu noch

mit Schlägen traktiert? Wir wissen's nicht, wie Not, Hunger und Verzweiflung, sich immer steigend, zum Verbrechen werden. Wer die Aermste verdammen will, denke sich in solche Lage, und entsetzt wird er den aufgehobenen Stein fallen lassen. Daß die menschliche Gerechtigkeit das Urtheil über die Mörderin fällt, ist recht und gerecht. Kann aber auch das vor Gott recht sein, wenn sein gefallenes Geschöpf, zehn Jahre lang an der Nähmaschine sitzend, jedes Gefühls verlustig geht, also daß es sich nicht mehr anders fühlt, als wie ein Teil der Maschine, die der Arbeitgeber zu seinem Vorteil ausbeutet? Kann es dem Willen Gottes gemäß sein, wenn man solch abgenutztes Geschöpf wieder in die menschliche Gesellschaft hinausstößt ohne Mittel, sich eine Existenz gründen zu können? Es ist wahrlich kein Wunder, wenn die Gefallenen, unter solchen Umständen, völlig verbitternd, die Gesellschaft hassen und ärger werden als zuvor. Um Brot zu haben, fallen die Armen tiefer in Sünde und Laster. Was uns das Schrecklichste dünken will, das Gefängnis, sieht eine Julie Erz als ein erwünschtes Asyl an, das sie vor dem Erfrieren und Verhungern bewahrt. Wieder öffnet sich das eiserne Thor und läßt zum dritten Mal die Gefangene aus, und nicht mehr allein, aber ein zartes Kind in den Armen. Was von Jammer und Verzweiflung in solchem Menschendasein liegt, das wissen wir nicht, aber das weiß Gott, der auf gerechter Wage wägt, der, ein furchtbar gerechter Richter, die Missethat heim sucht, der aber auch das ans Tageslicht ziehen wird, was wir an seinen unglücklichen Geschöpfen verschuldet. Was in unsere Wagschale kommt, das

mindert die Schuld des Verbrechers. Deswegen hüten wir uns, daß wir die nicht geringschätzen, verraten und verderben, um deretwillen Christus auch gestorben ist, und die er in seine Gemeinschaft aufgenommen, indem er mit ihnen zu Tische saß.

Wer kümmerte sich wohl auf dem großen Schiff um die kleine schmutzige Nana, so lang ihre Mutter mit dem Tode rang? kein Mensch. Seitdem aber die fremde Frau, in den Fluten verschwindend, das Interesse der gelangweilten Reisenden fesselte umringt, teils Mitleid, teils Neugierde, das Mädchen und machen es zum Spielzeug der Gesellschaft. Nana war frei und frech wie ein Bettelkind. Was sie von der Mutter gehört oder sonst auf der Gasse aufgelesen, brachte sie an den Mann, was meist Lachen und vielfach gemeine Gegenrede veranlaßte. Celine sah mit Schrecken, auf welchem Punkte von sittlicher Verkommenheit ihr Pflөгtöchterchen stand. Gerne hätte sie das Kind der Gefahr entzogen, noch tiefer zu sinken, aber die Scheu, welche Verurtheilten anklebt, konnte auch sie nicht überwinden; sie drückte sich in den einsamsten Winkel und schneiderte darauf los, um Nana neu zu kleiden. Sie schaut nicht mehr aus nach den Ufern Amerikas, ihr Sinnen und Denken haftet auf dem Kind, das ihr Gott, auf wunderbare Weise, ans Herz gelegt.

Da tönt vom Mastkorbe hernieder: „Land! Land!“ Bei dieser Kunde läßt sie die Arbeit in den Schooß fallen, ihre Hände falten sich über dem hochschlagenden Herzen, in dem sich Furcht und Hoffen streiten. „O Gott! du weißt ja alles, führe du mich nach deinem Willen. Ist es möglich, so laß mich Vergebung bei meinen Eltern finden, so wie Du mir vergeben hast!“

Das Ufer rückt näher, schon kann es jeder mit bloßem Auge sehn: Berge und Bäume, Paläste und Häuser tauchen auf. Das Schiff ankert endlich am Gestade der Neuen Welt.

Celine wartet bescheiden bis zuletzt; endlich betritt auch sie, mit Nana, die Brücke und verständigt sich mit einem Agenten der deutschen Heimat, wo sie vorläufig Unterkunft findet.

VII. Daheim.

„Gottlob! die Straße wäre gefunden, jetzt noch Nummer 77“ sagt Celine nach langem Suchen, bei dem ihr das Englisch, das sie in der Pension erlernt, zu statten kam. Die Adresse, welche ihr der Notar gegeben, drückt sie fest in die Hand, als könne einem oder dem andern der Tausenden, die an ihr vorüberziehen, einkommen, ihr den wichtigen Papierschnitzel zu entwenden. Sie zählt hastig weiter; ihr Herz klopft hörbar, als sie die Hausnummer siebenzig hinter sich hat; von weitem späht sie und rechnet: dort muß es sein! Wie der Wind fliegt sie hin und steht bleich und starr — vor einer Brandstätte. Die Wohnungen alle sind in Asche versunken, höhnend erheben sich nur noch die vier Mauern. Ohnmächtig sinkt die Aermste auf die Schwelle des nächsten Hauses nieder. Als die Thüre von innen sich öffnet, fällt sie leblos dem Hausherrn vor die Füße. Man trägt sie in ein Zimmer, wo sie unter den angewandten Belebungsversuchen nach und nach wieder zu sich kommt. Sie will den Traum abschütteln, der sie geschreckt, aber sie vermag es nicht. „Wo bin ich?“ fragt sie leise.

„Bei Leuten, die Ihr Bestes wollen“ antwortet eine junge Frau.